



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 150.

Freitag, 29. Juni.

1928.

(6. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

Nachdruck verboten.)

Am Nachmittage wurden die Zwillinge handels-einig mit dem Mehger. Mit einer Handtasche voll Scheinen war er gekommen.

Als sie dann bei Vira Wernstedt Kaffee tranken, sagte Kurt, was sie vorhätten.

Sie setzte sich aufrecht ins Bett. War misstrauisch. „Nach Hamburg wollen Sie? ... Mein Bruder schreibt mir grobe Briefe, weil ich mich nicht von hier fortfinde!“

Ernst lachte.

„Wir haben nicht die Absicht, Ihrem Herrn Bruder unseren Besuch zu machen, übrigens auch keine Zeit! Eine Unmenge haben wir zu besorgen!“

„Da fahren Sie doch mit meinem Kraftwagen! Mein Lenker ist Hamburger, kann Ihnen raten!“

„Das ist aber ungeheuer liebenswürdig, gnädige Frau!“

„Ich bin ja so froh, wenn ich Ihnen eine kleine Gefälligkeit erweisen kann!“

Als ihre „Kammerherren“ sich verabschiedeten, um einen Gang durch die Ställe zu machen, ließ sie sofort ihren Lenker zu sich kommen.

„Sie werden mir genau berichten, was die Herren in Hamburg unternommen haben! Ich wünsche nicht, daß Klatschereien über mich entstehen!“

Der Lenker war seiner Herrin mit Haut und Haaren ergeben, er hatte es bei ihr sehr gut. Ein wenig langweilig war's ja hier, aber saule Zeit hielt ein Mann wie er schon ein paar Wochen aus. Es kamen auch wieder Tage, an denen die Rumjuckerei kein Ende nahm.

Erst gegen Mitternacht kamen die Brüder aus Hamburg wieder zurück.

Am nächsten Morgen mußte der Lenker Vira Wernstedt berichten:

„Von einem Laden sind wir zum anderen gefahren, der Kraftwagen war gestopft voll Sachen. Möbel haben die Herren gekauft, die kommen mit der Bahn, aber sonst noch allerlei, was wir gleich mitgenommen haben!“

„Und von meinen Verwandten und Bekannten haben Sie niemand getroffen?“

„Niemand, gnädige Frau!“

„Das war jedenfalls eine erfreuliche Nachricht.“

„Sie haben auch nicht durch Fernruf mit jemandem gesprochen?“

„Mit keinem Menschen!“

Und doch hatte er es getan. Mit der Köchin von Herrn Felsenack. Mit der sich gut zu stellen, lagen für ihn allerlei Gründe vor. Sie hatte ihn aushorchen wollen, aber darauf war er nicht hereingefallen.

Um zehn Uhr hob ein Hämmern und Klopfen drüben im Wohnzimmer an. Gardinen und Bilder wurden aufgehängt. Der eine der Zwillinge stand auf der Leiter, der andere breitbeinig im Zimmer und gab sein Urteil ab. So eifrig waren sie bei der Arbeit, daß sie nicht einmal daran dachten, sich gegenseitig zu ärgern. Es war ja auch ihr beiderseitiges Interesse, daß die

gnädige Frau gern in ihrem gemeinsamen Wohnzimmer weilte.

Die streckte sich wohligh im Bett. Lachte vor sich hin. Ihre „Kammerherren“ strengten sich mächtig an, ihr zu gefallen.

VIII.

Im Werratal hatte der Frühling seinen Einzug gehalten. Durch Berge geschützt, sprokzte hier alles früher als in der Altmark.

Wilhelm Lensing stand am Schafstalle. Das Gut hatte eine berühmte Zucht. Heute morgen sollten die Tiere zum ersten Male wieder auf die Weide getrieben werden.

Der alte Schäfer, er war der Vater des ersten Gespannführers Theiß, der gegen den Willen seiner Eltern mit den Zwillingen „losgezogen“ war, aber was sollte man machen, wenn dem Jungen eine unglückliche Liebe am Herzen fraß, trat auf seinen Herrn zu, zog ein zerfittertes Stück Papier aus der Tasche und sagte:

„Der Christian hat geschrieben!“

„Es geht ihm doch gut, Theiß?“

„O ja, wenn der Herr lesen will, da steht allerlei in dem Brief!“

Lensing war nicht neugierig, aber er wollte seinem alten Schäfer die Aufforderung nicht abschlagen.

„Gern“ ... Und las mit immer größerem Staunen: „Da is jetzt en Leben bei uns. Ne junge, reiche und sehr schöne Hamburgerin, ne Witwe, liegt bei uns mit gebrochenem Bein, ihr Auto hat der Lenker, der auch da is, umgeschmissen, und en Dienstmädchen, das man in Hamburg Jose nennt. Zuchhe geht's den ganzen Tag und manchmal auch die halbe Nacht. Nämlich an dem Bette der schönen, jungen Frau. Und getrunken und gegessen soll da werden wie nich gescheit ...“ Und dann schrieb der Theiß weiter von der Wirtschaft. Daß er soviel Wasser auf einmal nur im Kriege in Polen gesehen habe. Schöne Predarbeit hätten sie gehabt, aber nun gehe es besser! Und Rindvieh stände in den Ställen, so was gäbe es im Werratal überhaupt nicht!

Ruhig gab Lensing dem Schäfer den Brief zurück.

„Der Christian übertreibt, Theiß!“

„Nun ja, aber ich wollte dem Herrn doch den Brief zeigen. Besser ist besser!“

Der alte Schäfer war eine getreue Seele. Lensing nickte ihm zu.

„Sie brauchen nicht drüber zu reden. Vorübergehende Hilfe. Und meine Brüder sind keine Sausaus!“

„Gott bewahre, das sind sie nicht! Und meine Frau und ich reden ...“

„Na also! ... Gut sind die Schafe über den Winter gekommen! Ich weiß, was ich an Ihnen habe, Theiß!“

Lensing tippte an seine Mütze, ging dann in den Pferdestall und starnte vor sich hin. Die Zwillinge hatten von der „Einquartierung“ noch nichts geschrieben. Verdächtig war das! Den nächsten Brief von ihnen wollte er noch abwarten, und wenn sie dann immer noch nichts über die junge Hamburgerin berichteten, ihnen ge-

hörig den Text lesen. Drohen, selbst hinzukommen und Ordnung zu schaffen. Die Mutter sollte vorläufig nichts davon erfahren. . . . Aber, war das nicht merkwürdig? Ungefähr an dem Tage, an dem diese Frau bei den Zwillingen Unterkunft gefunden hatte, war jäh der Gedanke in ihm aufgequollen: wenn nun einer von den beiden ans Heiraten denkt? Witwe war die Hamburgerin auch. Da ging er in den Park, schob die Mühle in den Rasen, schlug die Hände auf dem Rücken zusammen, lief auf und ab und überlegte. . . .

Die Köchin hatte den Mund nicht halten können. Frau Felsened erzählte ihrem Manne, daß Viras Kraftwagen in Hamburg gewesen sei mit diesen Bauern, die eine Unmenge von Besorgungen gemacht hätten.

Heinrich Felseneds bartloses Gesicht straffte sich.

„Das wird ja immer toller! Ich werde zum Bankier morgen fahren, mich erkundigen, welche Summen meine Schwester in der letzten Zeit abgehoben hat. Sie scheint das Geld mit vollen Händen unter die Leute zu streuen. Und ich kann hier zusehen, wie ich es vor der Entwertung so gut wie möglich schütze. So geht es nicht weiter! Sie bedarf einer festen Männerhand! Wir leben in einer kranken Zeit. Wenn sogar unsere Kreise angesteckt werden — und das ist leider sehr arg der Fall —, wie soll da Deutschland wieder hochkommen? Haben erst die Schieber und anderes Gesindel das Heft vollkommen in der Hand, ist unserem Volke überhaupt nicht mehr zu helfen!“

„Ich fürchte, du wirst einen schweren Stand haben, wenn du nächsten Sonntag zu ihr fährst!“

„Möglich, wahrscheinlich sogar, aber ich werde nicht mit mir spaßen lassen! Ich habe dafür zu sorgen, daß kein Dreckspritzer auf unsere weiße Weste kommt!“ . . .

Am Freitag früh kam ein Brief der Zwillinge an die Mutter. Sie schrieben sehr ausführlich über die Wirtschaft, welche Mühe ihnen das Wasser gemacht hatte, daß es aber anfangs, sich zu verlaufen. In Hamburg seien sie gewesen und hätten den Erlös aus Vieh zur Vervollständigung ihrer Wohnung verwendet. Wenn die Mutter komme, werde sie staunen, wie gemütlich es bei ihnen geworden sei. . . . Sie gab den Brief ihrem ältesten Sohne. Der brauchte recht lange, bis er ihn zu Ende gelesen hatte. Sah da, den Kopf in die Hand gestützt. Kein Wort stand in dem Briefe von der Hamburgerin, die doch schon vierzehn Tage bei ihnen sein mußte. Das ließ Schlußfolgerungen zu. Forderte sie heraus. Einer war verlobt oder alle beide. Eine schöne Bekrönung konnte das geben! Da hieß es handeln! Vorläufig wollte er der Mutter den Kopf noch nicht heiß machen. Sich erst selbst einmal überzeugen, wie die Dinge standen. Ihm machten die Zwillinge nichts vor.

Er erhob sich.

„Ja, sehr erfreulich, was die Brüder schreiben!“

„Wirklich, Wilhelm? Ich meine, sie hätten das Geld besser anlegen können.“

„Wie denn, Mutterchen? Hinlegen wäre Unsinn! Wir sausen ja immer schneller in den Abgrund. Nur weg mit den Scheinen, ist heute die Lösung!“

Frau Lensing seufzte.

„Ich bin zu alt geworden, finde mich in diesen tollen Zeiten nicht mehr zurecht! Meine aber, wenn sie genug Vieh haben, könnten sie an den Gebäuden bessern oder sich neue Maschinen kaufen!“

Er gab ihr vollkommen recht, gestand es aber nicht, um der Mutter das Herz nicht schwer zu machen.

„Ich war ja dabei, wie das Gut gekauft wurde. Die Gebäude sind soweit in Ordnung, und Maschinen — na ja, die kann man immer hinstellen, aber jetzt jagen sich die neuen Erfindungen! Mutterchen, haben sie es gemütlich zu Hause, gehen sie nicht in die Kneipe. Betrachte die Sache mal von der Seite!“

„Natürlich hat alles im Leben seine zwei Seiten, Wilhelm! Aber ich kann mir nicht helfen, ich werde Befürchtungen nicht los! Die Zwillinge sind doch noch so jung. Wir hätten sie nicht so weit von uns fortlassen sollen!“

„Wenn ich in der Nähe etwas Passendes gefunden hätte, wäre es auch nicht geschehen! Sie haben gut gekauft. Werden vorwärts kommen in der Altmark, das

bleibt für den Augenblick die Hauptsache! Sollten wir später wieder in vernünftigen Zeiten leben, können sie das Gut mit Vorteil verkaufen und sich hier in der Nähe etwas erstehen! . . . Sie sind ja mit der Altmark nicht verheiratet!“

„Wirst auch da recht haben, Wilhelm! Ich bin eine alte, kranke Frau, um die es einsam geworden ist. Da spinnt man sich leicht in seine Gedanken ein und sieht am hellen Tage Gespenster!“

Er drehte seiner Mutter den Rücken zu. Sah zum Fenster hinaus. Sie las sonst auf seinem Gesicht, was er dachte. Wendete sich dann um.

„Morgen abend muß ich auf zwei, drei Tage verreisen. Beruflich, Mutterchen! Alle Stände schließen sich jetzt fest zusammen, wir Landwirte tun es auch. Du liest es ja in der Zeitung. Und der Name Lensing hat in unseren Kreisen einen guten Klang, er soll ihn behalten!“
(Fortf. folgt.)

Schmetterlinge.

Wo die Rosen an dem Zaune blühen,
Schweben bunte Falter auf und nieder,
Suchen rasch einander zu entfliehen,
Finden sich im Spiele immer wieder.

Taumeln selig in den wunderbaren,
Sonnenüberlänzten Sommermorgen —
Und die Rosen blühen in den klaren
Himmel, hinter ihrem Zaun verborgen.

Frieda Callier.

Schwalben des Wassers.

Von Walter v. Rummel.

Ohne den Dingen übermäßige Gewalt anzutun, kann man so manchen Fisch mit einem Landtier vergleichen, Lachs oder Dachsen etwa mit dem Löwen, den raubgierigen Hecht mit dem Tiger, die scharf anwachsende Forelle mit dem Leoparden, den behaglich und langsam auf dem Grunde herum-schnüffelnden Karpfen mit dem braven, nützlichen Haus-schwein. Die Äsche aber mit der Schwalbe.

Äsche? Dieser zum Geschlechte der Salmoniden zählende silberschuppige und mit kleinen, schwarzen Punkten besternte Fisch hat zumeist über seinen schlanken, schmalen, edelgebauten Leib einen leichten Schimmerhauch rosaroter Farbe gebreitet. Die Äsche ist dort zu Hause, wo die Flüsse allmählich breiter und größer werden, wo das Wasser sich etwas erwärmt und das Reich der Forelle zu enden beginnt. In klaren, reinen, rasch fließenden Gewässern steht da die Äsche auf dem Kiesgrunde, ist aber blitzschnell und sofort in senkrechten Schüssen an der Oberfläche, wenn irgend ein Insekt dahertreibt, fängt es ab, verfolgt es mit gewandtem Sprunge in die Luft, wenn es wieder aufschwirren möchte. Denn ganz wie die Schwalbe lebt die Äsche in der Hauptsache von der Müdeniagd. Und wenn die Schwalbe aus Nahrungsmangel und Fliegennot nach Süden zieht, so verschwindet auch die Äsche aus dem Bilde, verzieht aus den seichten Kieselrevieren in die Winterquartiere, harzt dort, sich kühn um Grundnahrung bemühend, lehnstüchtig des Früh-lings. Kommt er endlich, kehren die Schwalben zurück, zeigt sich auch die Äsche von neuem im Seichten und an der Oberfläche des Flusses.

Schwalbe des Wassers! Gerade so flüchtig wie die Schwalbe der Lüfte ist die unsere in der talwärts treibenden Welle. „Umbra“ = „Schatten“ benannte sie daher bereits der Römer. Schon dem geübten Auge des Fischers ist sie, wenn sie nur in etwas tieferer oder lebhafterer Strömung steht, kaum mehr erkennbar. Der Laie am Wasser entdeckt sie überhaupt nicht, so sehr paßt sie den grüngrauen Rücken den Steinen, über denen sie steht, an. Erblickt man sie einmal in einer ruhigeren Flußstrecke, wohin sie manchmal durch irgend einen Gewaltakt versprengt wird, sieht man sie dort auf wilder Flucht vor einem ihr nachsekenden Raubfisch dahinträfen, so staunt man. Ein paar Wilscher, im Jidsad ausgeführt, so rasch, daß sie kaum vom Auge zu verfolgen sind, dann ist das aufregende Schauspiel so schnell, wie es gekommen, auch schon wieder zu Ende. . . . Schwalben des Wassers.

Vielleicht ist es dank dieser Eigenschaft unerhörter Schnelligkeit, daß die Äsche sich viel weniger menschenfeind als die Forelle gibt. Als ob sie sich dessen bewußt wäre, daß ihr in ihrem ureigenen Elemente niemand so recht etwas

anhaben kann. Droht irgendwelche Gefahr, dann braucht es nur eines kurzen Antriebs, eines glatten Fahrers und im Bruchteil einer Sekunde steht sie ganz anderwo, zwanzig Meter flüchtig oder abwärts.

Wie man eine Schwalbe ohne jeden Widerwillen und Abscheu in die Hand nimmt, ebenso die Aische. Ihr schönes Silberkleid ist immer sauber gewaschen, kein Schleim haftet ihm an, keine Schuppe löst sich, wie das bei minderwertigen Fischen häufig der Fall ist. Von ihrem Leibe geht ein leiser Thymianduft aus.

Einen kleinen Fehler hat allerdings unsere Aische mit der Schwalbe gemeinsam. Wie diese kein Adler werden kann, so jene kein großer und starker Fisch wie etwa Lachs oder Huchen. In vielen Flüssen hat sie schon mit zwei Pfunden die obere Grenze ihres Gewichtes und Wachstums erreicht, in sehr nahrungsreichen kann man auch noch Drei- und Vierpfünder erbeuten, dann aber ist es in der Regel zu Ende. Dafür entschädigt uns der Fisch durch sein ungemein wohl-schmeckendes Fleisch, das die meisten Leute der Zukunft dem der Forelle vorziehen. Schon unsere Altvordern schätzten daher die Aische sehr hoch. „Kalte Eschen“ findet man bereits als besondere Delikatesse auf den höfischen Speiszetteln der Renaissancezeit verzeichnet. Heute kauft man sie allerdings etwas billiger als die Forelle ein. Aber doch wohl nur aus dem Grunde, weil sie sich nicht lebend transportieren läßt. Raum hat sie ihre Freiheit und ihre rasche, kühle Welle verloren, ist sie schon zu schnellem Sterben bereit. Ganz wie man auch eine Schwalbe nicht lange im engen Vogelbauer halten kann.

Von Mai bis in den Oktober hinein währt der Fang der Aische mit der künstlichen Fliege. Am schönsten ist diese Fischweid im jungen Frühling, im Mai und im Juni. Und hier besonders zu jenen Stunden, wo die Schwalben tief kreisen und dicht von der Wasseroberfläche her sich ihre Rüden holen. Wo vorher eine glasklatte Spiegel war, bildet sich plötzlich ein Ring um den anderen. Als ob eine Schwalbe mit ihrem Schnabel sie ins Wasser gestochen habe. Aber der Ring, das Loch im Wasser, wurde immer von einem hülnrigen Fischmaul hineingehohlet. Fliegenjagd von oben und unten, die besonders lebhaft gegen Abend wird. Da und dort schlägt sich eine Aische, die gieriger als die anderen ist, in schlankem, freten Sprunge über das Wasser empor. Ob sie ihr Ziel, die flatternde Mücke, erreicht, läßt sich aus der Entfernung nicht sagen. Ist sie daneben gesprungen, wird bald eine andere Fliege daher schwirren. Denn reich gedeckt sind die Tafeln. Darum überlassen die größeren und älteren Fische alles Lustatrobatentum zumeist den jüngeren Gefährten, während sie selbst nur mit goldigen Rüden aus der opalisierenden Flut etwas heraussuchen. Je tiefer die Sonne sinkt, desto mehr wandelt sich der Fluß in einen Beizenkessel lagender Fische.

Wenn aber nun ein bisher stiller Zuschauer, dem eine mit künstlichen Fliegen versehene Angel in die Hand gedrückt wird, glaubt, er werde da jetzt Fisch um Fisch in rascher Folge herauswerfen, so ist er auf dem Holzwege. Nicht einen einzigen wird er voraussichtlich landen. Jedes- und jedesmal kommt er mit dem Anbief, wenn es da fahl in den Wassern aufleuchtet, zu spät, viel, viel zu spät. Und wer kein gutes Auge, keine rasche Hand sein eigen nennt, lernt dies Handwerk gar nie. Wer es versteht, wird fast immer mit guter und reichlicher Beute belohnt.

Schwalben! Wenn die Schwalben der Luft ihr frohes Kreisen beendet, satt und aufrieben, müde von Licht und Sonne, von Wind und Weiten zu Nests fliegen, treten auch wir unseren Heimweg an, tragen in den Rücksäcken die Beute des Tages nach Hause, unsere Aischen, die Schwalben des Wassers. Schön, edel und langgestreckt liegen sie im Korbe, friedlich, als ob sie nur schliefen. Auf ihren Silberkleibern schimmert noch im Lode der Hauch des Lebens, ver-glüht nur langsam die rosa Wappentfarbe ihres Geschlechtes wie eine sanfte, milde Abendröte...

Amerikanische Momentaufnahmen.

80 000 Personen.

Von Klaus Mann.

Großes Football Game in Pasadena am 1. Januar 1928. Vorher machte ich eine „Lunch-Party“ bei irgend welchen reichen Leuten mit. Kein Mittagessen mit überflüssigem Vorstellen und sterlich gekleideten Josen. Man hält offenes Haus, einer kennt kaum den anderen. Wieviel Großzügigkeit, wieviel Geschmack! Musik im Freien, unter alten Bäumen, ist ein Zelt aufgeschlagen. Farnkräuter und Palmen, lustig, wie ein Volksfest das Ganze. In wirrem Durcheinander: imponierende alte Damen, Sportsboys, Professoren und geschminkte, süchtige Girls. Keine Be-

dienung: jeder holt sich das, was er mag, vom phantastisch reichen Buffet.

Beinahe überraschendes Schauspiel: eine nicht degenerierte, sondern eine lustige und selbstischer unproblematische Bourgeoisie. So in aller Harmlosigkeit wirkliche Feste feiern zu können — welches Zeichen von Kraft.

Die jungen Leute sind fast alle schön. Nicht sehr viel Geist im Gesicht, aber schlanke Körper, gutgebaute Schädel. Und man merkt, daß sie jeden Tag baden. Vielleicht werden ihre Söhne ebenso schön sein und vom Gedanken gezeugt. Dann wäre das Ideal der Griechen erreicht.

Zum Stadion strömen die Autos in unabsehbaren Reihen; Kolls-Royces und Fords durcheinander. Tausende von Autos schieben sich, drängen sich, stauen sich in den Straßen. Da ist eine Röllervandlung. Am Chausseerand haben Familien ihre Picnicks. Sitten im Gras und essen Käsebröte; oder bleiben im Wagen und verzehren sie da. Der Autopark um das Stadion herum schimmert, von oben gesehen, mit seinen tausend und abertausend blanken Dächern nicht anders als ein Ozean.

Drinnen der aufgeregteste Kampf der Saison: Universität Stanford gegen Universität Pittsburg. Westen gegen Osten. Stanford hat hinreichende Schreier; Anfeuerer, die vor der Menge hüpfen und tanzen und wie die tollsten Derwische sich gebärden, um das Publikum zum begeisterten Hurraschreien zu bewegen. Die Pittsburg, die von weiter her kommen, verfügen nur über einen mäßigen Reflamedienst.

Das zugleich rohe und komplizierte Spiel wäre an sich nicht erregend. Aber wahrhaft grandios ist das Bild der riesenhaften Menge, die den weißen Rundbau füllt. 80 000 Personen — eine mittlere deutsche Stadt. Wildes Gekschrei in der festlich leuchtenden Luft. Es ist warm, wie bei uns im August. Flugzeuge und runde, ruhig schwebende Luftballons über dem Stadion. Turmhohe Lautsprecher verkünden mit weithin drohender Stimme Verlauf und Situation des Spieles.

Ehrfurcht vor dem Volk, das seine sportlichen Betätigungen so glänzend aufzieht, so hinreichend organisiert! — Wenn ein Tor gewonnen ist, schmettert die Musik einen Tusch, alles springt auf, Freudenjubiläum von 80 000 Personen. Wenn ein Spieler, kampfunfähig geworden, blutend mit gebrochenen Gliedern abgeführt wird, klatscht die Menge dem Tauscher zu. Männliche Ideale faszinieren noch immer: Deshond auf der Wiese, Feld der Ehre, brav gehalten. Einige müssen sogar auf Bahnen abtransportiert werden.

Das Spiel nicht, aber das Bild ist anregend. Farben, Farben — blauer Himmel mit Luftballons und Reflameflügen — Musik; Freudengeschrei, das besessene Hüpfen der Anfeuerer — weiße Schiedsrichter, der fliegende Ball und schwebende, blutende, tobende Kämpfer. Man kann sich klassischer Erinnerungen nicht erwehren. Sitt dort nicht Nero in seiner Loge? Und wenn die Vestalinnen den Daumen nach unten drehen, dann wird der Besiegte getötet.

So amüsieren sich zu allen Zeiten die starken Rassen. Die Herren der Welt.

Welt u. Wissen

* Die Auto-Weltreise des Hrl. Stinnes. Hrl. Clärenore Stinnes, die im Mai vergangenen Jahres Berlin in einem Adlerwagen verließ, um eine Automobiltour um die Welt zu machen, ist, wie die „Ostasiatische Rundschau“ berichtet, am 16. März in Peking angekommen. Die Fahrt ging durch den Balkan, über Konstantinopel durch Syrien, Persien, der sibirischen Bahn entlang durch Rußland und Sibirien. In Irkutsk war Hrl. Stinnes gezwungen, zwei Monate zu verweilen, bis der Baitalsee eine genügend dicke Eisdede hatte, um ihn ohne Gefahr mit dem Kraftwagen befahren zu können. Bei Urga geriet Hrl. Stinnes mit ihrem Wagen in einen Graben, den Weclagerer angelegt hatten, um sie zu überfallen und auszurauben. Die Gefahr wurde aber glücklicherweise überstanden und Kalkau auf Umwegen erreicht. Von hier reiste Hrl. Stinnes bis Kankau mit der Bahn, weil die Wege zu schlecht waren. Nach einem Aufenthalt von 5 Tagen in Peking ging die Reise über Mukden nach Japan weiter. Eine Fahrt durch Süd-, Mittel- und Nordamerika bis Washington wird die große Weltreise im Auto beenden. Es ist das erste Mal, daß eine Dame ein Automobil von Europa nach Ostasien gelenkt hat. Als Begleitung hatte sie den schwedischen Filmphotographen Soderstrom und vier Mechaniker, die ihr in einem zweiten Auto folgten. Die größten Schwierigkeiten verursachten die sibirischen Straßen mit ihrem fuhohen Schlamm.

* August A. Stubenrauch: „*Vom tragischen Erleben*“. (Verlag Wilhelm Beckmeyer, Göttingen.) Eine philosophisch-kritische Betrachtung vom Wesen des Tragischen, mit besonderem Hinblick auf die Schiller'schen Dramen. Der Verfasser ist ein ausgezeichnete Kenner, der die Problemstellung gedanklenmäßig klar und scharf umreißt und mit prägnanter Deutlichkeit seine Schlussfolgerungen zieht. Da der Autor sich schon mit einer Münchener Preisarbeit und mit einer Breslauer Dissertation an dem gleichen Stoff versucht, bedeutet die vorliegende Schrift eine bemerkenswerte Etappe auf einem langen und fruchtbarer Gewinn einer mehrjährigen Beschäftigung. Der Sinn des Buches ist ein zweifacher, einmal den Grundgesetzen aller tragischen Gestaltung in ihren erlebnisbedingten Zusammenhängen nachzuspüren, zugleich aber auch die Wesenheit Schiller'scher Dramatik in ihrer letzten, schöpferischen Eigenart, in ihrer Offenbarung ewiger Zweipaltigkeit von Wille und Schicksalsverhängnis dem heutigen Menschen nahe zu bringen. Zu diesem letzteren Ziel führt Erkenntnis der geistig-seelischen Problemstellung ebenso wie der Technik und Dynamik im Aufbau der Handlung.

* Walther Eidlitz: „*Kampf im Zwieltal*“. Eine Dichtung. (Paul Zsolnay, Verlag, Wien IV.) Eine hinreißende Vision von dem legendären Kampf zwischen Michael und Satan um den Leichnam des Moses. Eine knappe, meisterliche Dichtung, in der die übermächtige Gestalt Moses zum Symbol wird des schöpferischen Geistes auf Erden, des Lichtes, das ewig mit der ihm eingeborenen Finsternis ringen muß, bis der Erlöser in der Gestalt Christi kommt und das Werk und die Bürde Moses auf sich nimmt. Mit diesem Mythos schuf Eidlitz eine Profabdichtung von strenger Herrlichkeit und Würde, deren Sprache von leuchtender Schönheit ist.

* Albert Otto Rust: „*Vom kommenden Geschlecht*“, Roman. (Wiedische Verlagsanstalt, Breslau.) Die elementare Wucht und der hinreißende Schwung eines nicht alltäglichen Erzählertalents, das auch vortrefflich zu charakterisieren versteht, geben diesem Amerika-Roman eines Deutschen, der mit den Verhältnissen von drüben durchaus vertraut scheint und bei Sinclair Lewis und Zad London in die Schule gegangen ist, ein besonderes Gepräge. Aber es ist nicht bloß ein Abenteuerbuch, dessen spannungsvolle Episoden atemberaubende Aufmerksamkeit veranlassen. Unaufdringlich und ohne Lehrtätigkeit erstehen die geschilderten Verhältnisse, in deren Mittelpunkt ein Großindustrieller, ein Luxuszügel, ein deutsches Mädchen und ein Auswanderer steht, in sachlicher von lebendigem Ethos erfüllter Kritik, deren Ernsthaftigkeit nicht zu verkennen ist.

* Balder Olden: „*Flucht vor Urfula*“, Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-A.G., Berlin W. 50.) „Es ist sehr schwer, mit Frauen zu leben, aber unmöglich ohne sie“. Diese Erkenntnis, die in dem Buche einmal ausgesprochen wird, könnte man als Motto des Romans bezeichnen: alle Stationen, die diese beschwingte Schilderung einer modernen Ehe durchläuft, bedeuten reizvolle Variationen dieses Mottos. Blux, ein junger Maler, der vor jeder Bindung zurückschreckt, flieht um die halbe Welt, um Urfula zu entgehen. Doch nicht die Berliner Bohème, nicht das mondäne Leben auf dem Luxusdampfer, nicht Italien, Ägypten und Indien, die den farbigen Hintergrund des Buches bilden, ja nicht einmal die erste Leidenschaft zu einer anderen Frau, vermag diese schon vorher legitim geschiedene Ehe zu lösen. Und wir verstehen diese Rückkehr, denn die überraschend lebendige Gestalt Urfulas ist wirklich reizend und wie das ganze Buch, das Charme und Lebenswürdigkeit mit psychologischer Richtigkeit, leichte Fröhlichkeit mit klar erfahrender Wirklichkeit vereint.

* Elisabeth Rüssel: „*Der normale Ehemann*“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Elisabeth Rüssel, die mit ihrem Roman „Die unvergeßliche Stunde“ starken Erfolg hatte, gibt hier mit ungewöhnlich geistreicher und liebenswürdiger Ironie die Geschichte einer Liebe und Ehe. — Viele Frauen werden in Mr. Wemph, dem zwischen Zärtlichkeit und Brutalität, Kindereien und herrschaftlichem Egoismus schwankenden Ehemann mit verständnisvollem Schmunzeln oder Seufzen ihren eigenen „Hausvater“ wiedererkennen. Der Figur einer alten Dame, einer sanften und überlegenen Frau und echten Menschenfreundin, hat die Verfasserin offenbar viel von ihrer eigenen Weisheit und Güte mitgegeben.

* Carl Köhler: „*Wellen des Eros*“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Köhler hat sich nach seinen großen Erfolgen als Lustspielautor mit erstaunlicher Zugendlichkeit auf die epische Muse gestürzt. Er gestaltet in den „Wellen des Eros“ mit der ihm eigenen Anmut einen Künstlerroman. Die Welt der Oper und das unruhigvolle, von Ehrgeiz, Liebe und Leidenschaft getriebene Leben einer großen Sängerin gibt dem Buch seine fesselnde Grundstimmung.

* Mlia Ehrenburg: „*Michael Dufow*“, ein Helden- und Schieberroman aus Sowjet-Russland. (Mallt-Verlag, Berlin.) Mlia Ehrenburg, der in der „Liebe der Jeanne Rev“ die zwiespältige Seelenstimmung einer russischen Emigrantin im Verhältnis zum neuen Russland schilderte, gibt hier in einer farbenreich schillernden Satire Entwicklung und Wandlung eines durch die Revolution aus der Bahn gerissenen, halt- und hemmungslosen Menschen, der seine Laufbahn als Held beginnt, sich aber an den Alltag nicht mehr gewöhnen kann und schließlich als Schieber und Betrüger endet. Neben diesem jungen Mann, der sich in allen Phasen seines Daseins als Opfer fühlt und seine Schlechtigkeit nicht begreift, läuft der russische Alltag während und nach der Revolution, spiegelt sich das Leben im neuen Sowjet-Staat, mit den verschiedenen kommunistischen Instanzen und Komitees, werden die Lebensformen der Menschen geschildert, wird die soziale Schichtung und das System der Regierungsform schlaglichtartig beleuchtet. Dieser Michael Dufow ist ein durchaus unsympathischer Mensch, aber er fesselt trotz aller Gemeinheiten über die 560 Seiten des biden Buches bis zu seinem schmählichen Ende.

* Georges Duhamel: „*Das neue Moskau*“, Übertragung von Magda Kahn. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) Duhamels Ansicht nach seinem wochenlangen Aufenthalte in Moskau und in Sowjetrußland ist hier niedergelegt. Er besuchte Städte und Dörfer, kam mit Bauern, Gelehrten, Beamten, Künstlern und Militärs in Berührung, sah die Straße, das Theater, Schulen, Heime und Spitäler. Nichts entging ihm. Das Geschaute ist wie mit einem Falkenaugen gesehen, das nach allen Seiten späht. Duhamel ist ein glänzender Reporter. Schärfe und Bewegungen kennzeichnen seine Berichterstattung. Als ein Mann von selbständigem klaren Denken, der keinem politischen System dient, ist er frei, kritisch und gerecht in seinem Urteil. Er verkennet nicht die Gefahren, die dieser neu entstehenden Welt aus ihrem Innern drohen. Er erkennt aber auch das Große und Gute, das sich dort unter furchtbaren Mühen und Opfern durchringt.

* Maurice Desobras: „*Meine geliebte Prinzessin*“, Roman. (Verlag Dr. Seltz-Engler A.G., Berlin SW. 68.) Maurice Desobras jüngstes Opus „Meine geliebte Prinzessin“ beweist wieder die große Kunst des Dichters und Kosmopoliten in einem eleganten Stil mit dem Charme eines weltmännischen Künstlers fesselnd zu erzählen. Die Handlung ist mit den altherbden Fäden einer lapriziösen Pitanterie von Paris bis zum halborientalischen Balkan gesponnen. Diese Heimat farbenfroher Romantik bietet Desobras die beste Gelegenheit, seine Witzkräften im hellsten Lichte leuchten zu lassen und der Handlung eine Beweglichkeit zu geben, die von aller Erdensternere phylliströser Trockenheit befreit.

* Zad London: „*Michael, der Bruder Terro*“, (Universitas, deutsche Verlags-A.G., Berlin W. 50.) Von Zad Londons berühmten Hunderomanen der verbreitetste, ein Werk mit allen Vorzügen Zad London'scher Erzählerkunst; ein Werk, das uns in eine unbekannte, reizvolle und farbige Wirklichkeit hineinreißt und uns fremde Schicksale mit der Kraft des eigenen miterleben läßt. Die Gestaltung Michaels zeigt wieder, daß uns Zad London Tiere auf geradezu unbegreifliche Weise lebendig zu machen und nahezubringen weiß; sein Weg von dem Augenblick an, als das junge Hündchen vom Steward des Südbahndampfers gestohlen wird, bis zu dem Zeitpunkt, da er nach tausend Abenteuern seinen Bruder Terro wiederfindet, ist in jedem Augenblick nicht nur spannend, sondern auch lebenswahr und ergreifend.

* W. Harich: „*Der Schatten der Susette*“, (Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Der neue Roman von Walther Harich beschäftigt sich wie sein erstes in der Sammlung „Romane der Welt“ erschienenen Buch „Angst“ mit der Aufdeckung eines Verbrechens, dessen Wurzeln nicht primitiver menschlicher Bösartigkeit entspringen, sondern jenen unwägbaren seelischen Erkränkungen, die so erschreckend den Stempel unserer Zeit tragen; ein unmittelbar ergreifendes vorwärtsgepeitschtes Geschehen.